

CHRISTOPH U. SCHMINCK-GUSTAVUS

FEUERRAUCH

*Die Vernichtung des griechischen
Dorfes Lyngiádes am 3. Oktober 1943*



DIETZ 

CHRISTOPH U. SCHMINCK-GUSTAVUS

FEUERRAUCH

Die Vernichtung
des griechischen Dorfes Lyngiádes
am 3. Oktober 1943



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0444-0

Copyright © 2013 by Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Lektorat: Alexander Behrens
Umschlaggestaltung: Hermann Brandner, Köln
Satz: Jens Marquardt, Bonn
Druck und Verarbeitung: fgb – freiburger graphische Betriebe
GmbH & Co. KG, Freiburg/Br.
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2013

Titelbild unter Verwendung des vom Bildberichterstatter
einer Propaganda-Kompanie der Wehrmacht am 19. Februar 1944
aufgenommenen Fotos: »Bandenbekämpfung in Nordgriechenland«
Archiv CEGES,
9, Square de l'Aviation
1070 Bruxelles / Belgique

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Erinnerung, Lindau

»οὐ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφην.«
»Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.«
(Sophokles, Antigone, 516)

In Memoriam
Γιάννη Βαδαλούκα

Μάϊος 1950 – Ιούνιος 1991

Inhalt

- Prolog** Reise nach »Néa Yórki« **9**
Leftéris in Handschellen — Winter im Augiasstall — Die Lieder vom Jammer — Wahnsinn in Flaschen
- Erstes Kapitel** Ein Dorf in Flammen **39**
Die Barbaren erwartend — Samstagabend in Lyngiádes — Der erste Zeuge: Nikólaos im Keller — Ein Partisan — Die toten Seelen
- Zweites Kapitel** Chronik der Heimsuchungen **75**
Die zweite Zeugin: Eléni in Lyngiádes — Pater Cholévas — Der Lehrer — Ein Dorf ohne Wasser — Die Untersuchung
- Drittes Kapitel** Von Joánnina nach Athen **119**
Der Schwanz des Ochsen — Die S-Kurve — Der dritte Zeuge: Charílaos in Athen — Rückkehr nach Deutschland — Athen, Intensivstation
- Viertes Kapitel** Die toten Seelen **153**
Der vierte Zeuge – Besuch in Eleusis — Ein Scherz? — Die Totenmesse — Entehrt — Entführung in die Unterwelt — Abschied — Wieder in Joánnina — »Morgen kaputt!« Erinnerungen von Themístokles Kasantsís — Karl der »Gute« – Erinnerungen

gen von Ioánnis Noússias — Besuch bei Angelikí Siaphákas, Witwe des Bürgermeisters — Bei den Jurten am Berg — In der Hoffnung — Der kleine Bruder — Suche nach dem toten Bruder — Die schwarze Braut — Die Brautwerbung — Das Orakel der toten Seelen

Fünftes Kapitel Die letzten Zeugen **225**

Das Nebendorf — Der Alte — Die Seelenmesse — »Ich war es, der ihn gerettet hat!« — Die letzte Zeugin

Sechstes Kapitel In den Archiven **263**

Freiburg: Bundesarchiv-Militärarchiv — Salmingers Tod als Auslöser der Vernichtung von Lyngiádes — »Schonungslos« — »Als Bandenzentren erkannte Ortschaften« — Waffenstillstandsverhandlungen — Die Vernehmung von Lanz in Nürnberg — Bildrecherchen in Koblenz und Bruxelles — Rückkehr der Täter ins Zivilleben — Die Lyngiádes-Ermittlungen der Münchner Staatsanwaltschaft — Die »Untersuchungskommission« von Lanz — Die Stimme der Opfer — »Verbrecherische Taten abgelehnt« — Der Dolmetscher — Der Bürgermeister — Ein Ankläger aus Lyngiádes — Im Dickicht von Zeugenbeweisen — »Unvermeidbar« – die Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft München — Ein Divisionspfarrer — Ein Pater

Epilog Die Treppe **325**

Erscheinungen

Danksagung **330**

Bildnachweis **334**

Über den Autor **335**

Leftéris in Handschellen

Am nächsten Vormittag gehen wir zu Leftéris. Der wohnt in einem uralten, links und rechts von mehrstöckigen Neubauten umgebenen Haus. Die Gartenpforte in der hohen Mauer steht offen. Jánni ruft vom Hof aus, aber nichts rührt sich. Einige Fenster sind mit Pappe ausgebessert, eine zerbrochene Scheibe mit Zeitungspapier und Plastiktüten zugestopft. Im oberen Stock ragt ein Ofenrohr aus der Hauswand. Dünner Rauch quillt heraus. Schließlich geht oben am Ende der wackligen Außentreppe eine Türe auf. Eine Alte mit wirren Haaren streckt unwirsch den Kopf heraus: »Was wollt ihr? Wer seid ihr?«

Als Jánni nach Leftéris fragt, fällt sie ihm barsch ins Wort: »Leftéris? Nein! Der ist nicht da! Und wann der wiederkommt, das weiß auch keiner! Was wollt ihr überhaupt von dem Menschen?«

Jánni antwortet ausweichend. Aber sonderbar: Sie hat anscheinend schon verstanden, was wir wollen, denn sie kennt Jánni. Ein Wortschwall ergießt sich jetzt von oben über die Eisentreppe: »Lass doch endlich den Menschen in Ruhe! Was kratzt Du den? Der erinnert sich nicht. An gar nichts! Krank ist er auch noch. Hat es mit der Galle. Ohne Salz isst der Mensch! Das sag ich Euch: da wird nichts draus. Nichts weiß er! Hörst auf, ihn zu belästigen!«

Jánni ist weder verblüfft, noch beleidigt. Er lächelt ihr freundlich zu und sagt: »Komm Großmütterchen, nun schimpf doch nicht! Wir kommen ein andermal.«

Am nächsten Tag haben wir Glück. Leftéris bastelt in seiner Werkstatt und hämmert auf Blechtöpfen herum. Jánni öffnet die Hoftür und flüstert mir zu: »Hier in seiner Werkstatt haben die Kommunisten während der Diktatur ihre konspirativen Treffen gehabt!«

Er stakt auf seinen Krücken in den düsteren Raum und fragt: »Hallo, Meister! Leftéris, kennst Du mich noch?«

Leftéris blinzelt ihn mit kleinen Äuglein an und wendet sich sofort wieder seinen Blechtöpfen zu: »Nein. Wieso? Ist das wichtig?«

Jánni lacht: »Nein, nein, völlig unwichtig! Aber diesen Menschen hier, den kennst Du garantiert nicht. Das ist nämlich der Herr Christóphoros. Der hat ein paar Fragen an Dich. Ist nämlich ein Deutscher, ein Histori-

ker. Und schreibt ein dickes Buch. Über die Kriegszeiten. Da sollst Du auch rein. Du hast damals doch was erlebt. Der Christóphoros hat auch einen Kassettenrekorder dabei. Du sollst ihm jetzt mal Deine Geschichte erzählen. Du weißt schon: die mit den Handschellen.«

Leftéris hebt nicht einmal die Augen von seinem Blechtopf und knurrt: »Soll an einem andern Tag wiederkommen, wenn ich ausgeruht bin. Heute nicht. Heute bin ich müde.« Er hämmert weiter, dann knurrt er plötzlich unvermittelt: »Es gibt doch genug Leute in Joánnina. Sollen die ihm was erzählen. Soll sich einen anderen suchen!« Er dreht uns den Rücken zu, aber Jánni lässt nicht locker: »Nein, Dich kenne ich. Also sind wir zu Dir gekommen. Ich hab ihm gesagt: Zuerst gehen wir mal zum Meister Leftéris.«

Leftéris schaut mich flüchtig an und fragt in gebrochenem Deutsch: »Wo Du kommen her?«

Ich antworte auf Griechisch: »Aus Bremen. Neben Hamburg liegt das. Bei der Nordsee. Hoch oben.«

Leftéris grinst: »Bremen? Werder Bremen! Sprechen deutsch?«

Ich bin verblüfft: »Ja. Aber wieso sprechen Sie denn deutsch?«

Er grinst: »Ich Ppparrtissan! Ack-tung! Ack-tung!«

Bisher dachte ich, dass höchstens Spitzel und Kollaborateure damals ein wenig deutsch gelernt haben, also frage ich: »Und seit wann sprechen Partisanen deutsch?«

Leftéris antwortet nicht, sondern hämmert wieder an seinem Blechtopf. Dann brummt er mürrisch: »Was erzählen? Nix erzählen!«

Jánni lässt nicht locker: »Du sollst dem Herrn aus Deutschland doch keinen Vortrag halten. Eben nur mal erzählen, was Du so erlebt hast.«

Keine Antwort. Leftéris hämmert weiter; dann funkelt er Jánni an: »Nix erlebt. Alles vergessen. Außerdem weißt Du doch selber Bescheid! Kannst ihm das genau so gut erzählen wie ich. Von den Deutschen hier. Manche von denen sind in die Berge gegangen, zu den Partisanen. Sonst weiß ich auch nix. Alles vergessen.«

Jánni versucht es noch einmal anders herum: »Hör mal Meister: Ich habe gehört, dass damals eine Menge Leute verhaftet wurden bei dieser großen Razzia – auch Du sollst dabei gewesen sein. Stimmt das?«

Leftéris knurrt: »Ja. Und?«

Jánni lässt sich nicht irre machen: »Ich meine: Damals als auch der Dimitriádis verhaftet wurde, der nach Mauthausen kam. Ist das richtig? Erinnerst Du Dich?«

»Ja, stimmt. Der Dimitriádis lebt noch. Warum geht ihr nicht zu dem?«

Jánni lächelt entwaffnend: »Weil wir jetzt bei Dir sind. Du bist damals doch abgehauen – stimmt das?«

Leftéris grinst hintergründig und wiegt den grauen Schädel: »Damals abgehauen? Einmal abgehauen? Hundertmal abgehauen! Einmal sogar mit gefesselten Händen! Hinter dem Rücken zusammen gebunden! Aus dem Lager von Mégara abgehauen! Hier aus dem Knast in Joánnina abgehauen! Später in den Bergen...«

Er unterbricht sich und verstummt. Dann dreht er uns wieder den Rücken zu und hämmert weiter. Jánni wartet und raucht. Als Leftéris zu hämmern aufhört, fängt Jánni wieder an: »Das erste Mal, als Du bei der Razzia abgehauen bist – wo war das? Wie ging das vor sich?«

Leftéris legt den Hammer in das Durcheinander auf seiner Werkbank: »Na, ganz einfach: Der Mensch hat ein Problem. Und löst es. Mein Problem war abzuhauen. Und ich bin abgehauen. Da reicht ein Tag und eine Nacht: Schon gelöst! Damals hatten uns noch die Italiener geschnappt. Drüben im Rathaus, wo heute der Bürgermeister sitzt, hatten sie uns in den Keller gesperrt und wollten uns nach Italien bringen. Als Geiseln in die Verbannung. Aber ich...«

Leftéris unterbricht sich wieder, mustert mich misstrauisch und fragt Jánni: »Versteht der überhaupt griechisch?«

»Ja, er versteht. Du kannst weiter reden.«

Leftéris scheint das nicht recht zu sein; er wühlt mürrisch auf seiner Werkbank: »Wo ist der Hammer hin? Was soll ich sagen? Χαίρε, χάος αμέτρητον! Sei gegrüßt, unendliches Chaos!« Wer weiß, ob er damit sein Gedächtnis oder seine Werkbank meint.

Als er endlich den Hammer im Durcheinander gefunden hat, fängt Jánni wieder an: »Hör mal Meister! Der Dimitriádis hat mir das doch alles schon erzählt: Da seien drei Soldaten gewesen, die Dich verhaftet und in Handschellen abgeführt haben.«

Leftéris unterbricht: »Na und? Wenn Du Dich nun mal entschlossen hast...«

»Also gut: Du hast die Drei umgenietet? Du gefesselt und die bewaffnet! Das weiß heute ganz Joánnina – nur Du willst es vergessen haben?«

Leftéris murmelt verächtlich: »Na, dann weiß Joánnina besser Bescheid als ich selber.«

Jánni gibt nicht nach: »Also, die Leute sagen: Mit drei Fausthieben hast Du die umgelegt. Alle wissen das – und Du kannst Dich nicht erinnern?«

Leftéris legt den Hammer weg: »Woran soll sich der Mensch alles erinnern? Die wollten mich eben wegbringen. Was soll ich sagen? Da war einer... also... na ja, was da genau passiert ist – wer soll das heute noch wissen?«

Er verstummt wieder für eine Weile; dann knurrt er: »Warum kommst Du nicht an einem anderen Tag? Von mir aus kannst Du den hier, den Deutschen, auch wieder mitbringen. Aber komm ein anderes Mal! Wenn ich ausgeruht bin. Wann reist der Mensch ab? Ist das Dein Freund? Reist er heute ab?«

Jánni steht auf: »Nein, nicht heute. So etwa in einer Woche reist er. Oder in einem Monat. Oder wer weiß wann. Sollen wir also morgen wiederkommen? Morgen früh?«

Leftéris betrachtet mich mit listigem Lächeln und sagt auf Deutsch: »Deutschmark guut! Säääähr guut! Besser als Drachmen! Oder?«

Jetzt wird selbst Jánni ungeduldig: »Was erzählst Du hier von Drachmen? Willst du an die Börse? Willst Du spekulieren? Warum erzählst Du so ein Zeug? Anstatt von gewissen Handschellen zu reden und von gewissen Fausthieben!«

Leftéris wiegt den Kopf und betrachtet angespannt den rostigen Boden seines Blechtopfs: »Schwierige Zeiten, mein Kleiner. Schwierige. Aber warum suchst Du Dir keinen andern? Es gibt doch Leute genug hier.«

Jánni hakt ein: »Und an wen denkst Du? Zu wem sollen wir gehen? Sag doch einen Namen!«

Leftéris schüttelt den Kopf: »Woher soll ich Namen wissen? Weiß auch keine. Musst Du selber suchen.«

Jánni hebt die Augen zur Decke: »Wieso muss ich andere suchen? Du selber bist doch randvoll mit Geschichten. Wenn Du anfängst zu erzählen, dann redest Du zehn Stunden lang. Ich hab Dir oft genug zugehört. Warum willst Du uns jetzt zu einem anderen schicken?«

Leftéris wirft ihm nur einen flüchtigen Blick zu: »Appetit muss ich haben, mein Junge, wenn ich Dir was erzählen soll. Heute ist kein Appetit da. Gar keiner!«

Zum Abschied versuche auch ich noch einmal mein Glück: »Um wie viel Uhr haben Sie denn normalerweise Appetit? Abends? Zur Tsípouro-Stunde?«

Leftéris grinst und antwortet wieder auf Deutsch: »Sag mal – wie viele Leute in Bremen?« – Als ich die Achseln zucke, redet er weiter: »Lingua italiana. Du sprechen italiano? Bella lingua! Ich viel sprechen italienisch! Also: ein andermal. Lass mal! Du kommen wieder vorbei! Paar Tage warten! Dann Wetter gut. Oder Wetter wieder etwas besser. Heute ich müde. Sehr müde! Keine Lust. Keine Appetit. – Aber Griechenland reiches Land! Viele Schätze unten in der Erde! Metall! Reiche Leute! Du varstehn? Zweitausend Jahre vor Christus! Sklaven im Berg Loch machen! Arbeiten! Weißt Du? Damals! Schon lange her. Viele Jahre vergangen.« Er hebt wedelnd die rechte Hand über den Kopf, als wolle er die Geister vergangener Zeiten beschwören. Dann dreht er uns wieder den Rücken zu und hämmert.

Auch Jánni scheint jetzt genug zu haben von unserem Interview und wendet sich zum Gehen: »Na gut. Das reicht für heute. Wir kommen morgen wieder.«

Leftéris legt zum Abschied seinen Blechtopf weg und schaut uns an: »Also gut, mal sehen. Bis morgen.«

Als ich aufstehe, mustert er mich von Kopf bis Fuß und sagt dann zu Jánni: »Jedenfalls ist der länger als Du.«

Dann zu mir auf Deutsch: »Du viel wachsen! Viel Regen! Jawoll!«

Er lacht. Ich sage: »Genau! So ist das in Deutschland: viel Regen! Der Mensch wächst bei dem vielen Regen. Wir kommen dann morgen wieder... Vielleicht... Am Tag des Appetits.«

Als ich mich am nächsten Tag im ›Néa Yórki‹ weigere, es noch einmal mit Leftéris zu versuchen, ist Jánni unwirsch: »Wieso so ungeduldig? Vielleicht redet er ja heute. Außerdem hat er doch auch nicht auf uns gewartet! Ausgerechnet!«

Ich habe genug und sage: »Eben. Deshalb sollten wir es jetzt auch gut sein lassen mit Leftéris.«

Jánni wird ärgerlich: »Aber nein! Vielleicht hat er doch heute Appetit.«

»Nein! Mir ist die Lust vergangen. Seine Geschichte interessiert mich nicht. Habe auch schon zu viele solcher Geschichten gehört: schöne Heldentaten. Wer's glaubt, wird selig. Außerdem laufe ich ihm auch nicht hinterher. Der will nicht reden. Das hat er deutlich genug gesagt. Keinen Appetit hat er! Nun versteh doch mal!«

Jánni schüttelt den Kopf: »Wahrscheinlich wollte er nur nicht, weil er Deinen Kassettenrecorder gesehen hat. Du hättest den Recorder einfach so laufen lassen sollen, ohne ihn zu zeigen.«

Ich trommle mit den Fingern: »Auf keinen Fall! Erstens ist das nicht korrekt und zweitens strafbar: Bruch des vertraulich gesprochenen Wortes. Da gibt es sogar einen Paragraphen in unserm Strafgesetzbuch. Bei Euch wird das nicht anders sein. Außerdem möchte ich, dass die Leute das Mikrophon sehen. Sie sollen wissen, dass wir nicht im Kafeníon plaudern. Für das, was sie sagen, müssen sie die Verantwortung übernehmen.«

Jánni schüttelt verständnislos den Kopf: »So wirst Du nie die richtigen Geschichten herausbekommen.«

Ich weigere mich nachzugeben: »Die ›richtigen‹ Geschichten werden auch nicht im Tsípouro-Dusel erzählt. Ich will keine Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Du hast falsche Vorstellungen über die Zuverlässigkeit von Zeugenaussagen und über den Wert von Erinnerungen als historische Quellen. Was denkst Du Dir überhaupt: drei bewaffnete Wachsoldaten! Und er in Handschellen! Solche Stories werden hinterher immer erzählt. Wer soll das glauben? Wer will das nachprüfen? Es wird viel ›berichtet‹. Und die Hälfte davon ist frei erfunden. Wie auch das mit seinen Fausthieben ... mit gefesselten Händen hinter dem Rücken!«

Jánni betrachtet mich mit einer Mischung aus Verärgerung und Unsicherheit: »Mir scheint, Du hast keinen Respekt vor den Leuten. Außerdem redest Du wie ein Staatsanwalt. Ich wusste nicht, dass Du Deine Zeugen verhören willst.« Er wendet sich unwillig ab.

Ich sehe, wie mein Forschungsprojekt langsam im Nebel verschwindet und lenke ein: »Aber Jánni, das hat doch nichts mit einem Verhör zu



Jánni vor dem Néa Yórki.

tun. Die Geschichten, die ich aufschreibe, müssen nachprüfbar sein. Das ist langwierig, und kann auch Jahre dauern. Wenn ich Zweifel habe, ob es stimmt, was die Leute erzählen, dann muss ich das nachprüfen. Es stimmt auch nicht, was Du über den Respekt sagst. Den Leuten irgendwelche Märchen zu glauben, bedeutet noch lange nicht, sie ernst zu nehmen. Ich will wissen, mit wem ich rede und ob er mir die Wahrheit sagt. Außerdem habe ich nicht die Absicht, irgendjemanden zu überreden. Du hast es doch deutlich genug gehört: Leftéris wollte nicht mit uns reden. Damit ist für mich das Gespräch mit ihm beendet. Ich gehe da nicht mehr hin.«

Jánni schaut mich verdrossen an: »In Ordnung. Ich werde Dich in meine deutsche Schublade stecken. Da steht drauf: ›Ordnung‹, ›Sicherheit‹, ›Mercedes‹. Nach Lyngiádes kannst Du alleine gehen.«

Er betrachtet mich ärgerlich aus den Augenwinkeln. Ich bestelle bei Níkos zwei Nescafé. Halbsüß.

blanko abgeben.¹² Mich behielten sie aber nur kurz in der Verbannung, so etwa zwei oder drei Monate. Ich war ja nur ein kleiner Fisch.«

Jánni bohrt nach: »Und wenn Du nicht unterschrieben hättest?«

Herr Lóllis ballt die Faust: »Knast! Verbannung! Lagerinsel! Bei Wasser und Brot!«

Jánni seufzt und stellt sich dumm: »Sag mal: Gab es hier oben in Lyngiádes außer Dir auch noch andere, die im ELAS waren?«

Herr Lóllis schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch: »Alle! Alle waren drin! Na, und wenn es nicht alle waren, dann doch die meisten. Zérvas¹³-Leute gab es hier oben keine. Nicht bei uns. Wer sich organisierte, ging in die EAM. Wenn Zérvas Leute wollte, musste er die bezahlen. Sonst wäre niemand hingegangen.«

»Habt Ihr denn vom ELAS auch Geld bekommen?« – Herr Lóllis runzelt empört die Stirn: »Keine Drachme. Nur Zérvas hat bezahlt. Wir haben nichts bekommen.«

»Wie viel zahlte Zérvas denn?«

»Einen halben Goldsterling pro Monat für die einfachen Soldaten.¹⁴ Die höheren Dienstgrade – soviel sie nur raffen konnten.«

Die toten Seelen

Mir scheint, wir sollten abrechnen. Inzwischen herrscht allgemeines Durcheinander und Stimmengewirr im Kafeníon. Ich kann nur noch schwer folgen. Aber Pater Cholévas, der die ganze Zeit still zugehört hat, sagt

12 Die sogenannten »Reuerklärungen« wurden in den lokalen Zeitungen veröffentlicht; eine solche Zeitungsseite ist in der griechischen Ausgabe meines Buches abgedruckt, vgl. C. U. Schminck-Gustavus: *Μνήμες Κατοχής* Bd. III, S. 43.

13 Napoleon Zérvas war Organisator des EDES, einer rechten und nationalkonservativen Partisanenorganisation, die vor allem die kommunistisch gelenkten Partisanen des ELAS bekämpfte und von den Engländern unterstützt wurde, vgl. dazu Meyer: *Blutiges Edelweiß*, S. 508 ff.; ferner C. U. Schminck-Gustavus: *Winter*, S. 34, Anm. 10-12.

14 Das entspricht in heutiger Währung etwa 100 Euro.

Großmutter bringen. Aber statt selber zu gehen, schickte er meinen älteren Bruder und blieb selber in Lyngiádes. Er wollte nämlich am nächsten Tag, einem Montag, nach Joánnina herunter, um den neuen Ausweis zu besorgen. Die Deutschen hatten Ausweise eingeführt, ohne die man nicht mehr unterwegs sein durfte.¹⁵ So also hat es auch ihn getroffen.

15 Zur neu eingeführten Ausweispflicht heißt es im Geheimen Feindlagebericht der Abwehrabteilung der 1. Gebirgsdivision vom 25.9.1943 unter III. 1.:

»Abwehr der Feindspionage: Die mit der Entwaffnung der Italiener einsetzenden Maßnahmen zur Drosselung des Zivilverkehrs haben offensichtlich die feindliche Spionagetätigkeit erheblich gestört. Von V-Leuten laufen wesentlich weniger Berichte über angebliche Verbindung der Zivilbevölkerung mit den Banden ein. Auch das Verhör festgenommener Personen brachte eine entsprechende Bestätigung. Insbesondere scheint es durch die Sperrung des Überlandverkehrs der Geistlichkeit gelungen zu sein, diese als die geistigen Träger der Aufstandsbewegung vorerst völlig auszuschalten. Andererseits wird nicht verkannt, dass eine völlige Drosselung des Feindnachrichtendienstes allein schon an der Tatsache scheitert, dass der zivile Versorgungsverkehr in vollem Umfang aufrecht erhalten werden muß« (Bundesarchiv, RH 24-22/16, Bl. 52).

Tatsächlich sind Passierscheine an Geistliche nicht mehr ausgestellt worden. Es galten äußerst restriktive Grundsätze für die Vergabe. Hiernach musste »jede Zivilperson im Besitz eines von den Landesbehörden ausgestellten Personalausweises mit Lichtbild« sein, der aber auch »lediglich zum nahen Ortsverkehr im Umkreis von 10 km vom Wohnort des Besitzers« berechnete; für Reisen über mehr als 10 km waren Passierscheine angeordnet, die aber auch nur »für dringende Versorgungs- und Berufsfahrten« und nur durch die Ortskommandantur und nur für kurze Zeiträume ausgestellt wurden und von einem Offizier zu unterschreiben und nach Gebrauch wieder einzuziehen waren; abschließend heißt es in dieser Anordnung: »Bei unberechtigten Ausreisversuchen sind die Betreffenden zu verhaften und dem Arbeitsbataillon Jannina zuzuführen.« (vgl. Anordnung Nr.8 der Abteilung Ic im Generalstab der 1. Gebirgsdivision vom 5.10.1943, in: Bundesarchiv, RH 28-1/191).

Zum gleichen Thema heißt es wenig später in einem Lagebericht der Ic (Spionage- und Abwehr-) Abteilung beim XXII. Gebirgs Armeekorps in Joánnina vom 27.10.1943: »III. Abwehrlage: Die Drosselung des Überlandverkehrs der Zivilbevölkerung und die Einführung des Passierscheinzwanges für Reisen, die nicht lediglich dem örtlichen Versorgungsverkehr dienen, hat zwar zu einer Erschwerung des feindlichen Nachrichtendienstes geführt. Eine vollständige Unterbindung desselben ist aber aus Mangel an Überwachungskräften bei der Größe des Korpsbereichs nicht möglich.«

Von den zweihundertsiebenunddreißig Einwohnern des Dorfes starben zweiundneunzig. Also etwa jeder dritte. Unter den Opfern waren deshalb so viele Kinder, weil viele Eltern sie an diesem Tage zu Hause gelassen hatten. Der Fußmarsch nach Karyés zur Walnussernte ist weit und beschwerlich. In vierundvierzig Familien ist daher nur ein einziges Familienmitglied übrig geblieben. Von den neunundvierzig Häusern im Dorf verbrannten einundvierzig. Nur acht Häuser und die Kirche blieben stehen. Später im Bürgerkrieg wurde dann auch noch die Kirchentür eingetreten. Das hatten selbst die Deutschen nicht gewagt.«

Herr Tsiríkis schaut mich ratlos an. Ich frage: »Und Sie? Wie konnten Sie überleben? Vier Waisenkinder – und das älteste erst dreizehn!«

»Fragen Sie nicht! Wir schleppten uns so hin, so gut es eben ging. Wir hatten noch unseren Großvater in der Stadt, unten in Joánnina. Der kam also nach Karyés und kümmerte sich um uns. Aber überleben? Das hieß betteln! Wir waren Bettelkinder. Verstehen Sie? Unser Großvater teilte uns am Ende unter verschiedenen Verwandten auf, entfernten Verwandten – den einen hierhin, den anderen dorthin. Alle verstreut in verschiedene Dörfer. Zusammen konnten wir nicht bleiben, denn mein Großvater hatte doch auch nichts: kein Geld, keine Wohnung, gar nichts. Er musste uns also weggeben. Notgedrungen. So überlebten wir. Als Bettelkinder.

Später, als die Leute nach und nach zurückkamen ins Dorf, sind auch wir zurückgekehrt. Wie sollten die Leute es auch anderswo aushalten? Alle wollten zurück ins Dorf, und jeder fing an, sich irgendeine Behausung zusammenzubasteln: eine Hütte, einen Verschlag, vier Wände aus aufgeschichteten Feldsteinen, die Löcher mit Lehmstroh zugestopft, dazu zwei oder drei Schafe. Das war der Anfang. So fing hier das Leben wieder an.«

Herr Tsiríkis macht eine Pause. Dann deutet er mit der Hand auf die offene Tür: »Sehen Sie da hinten das Wellblechdach? – Wissen Sie, was uns heute bitter macht? In anderen Dörfern ist der Wiederaufbau längst abgeschlossen. Aber hier bei uns ist kaum etwas geschehen. Man hat überhaupt noch nicht richtig damit angefangen. Bei andern Dörfern hat der Staat geholfen beim Wiederaufbau. Oder auch die Armee – aber hier bei uns ist gar nichts passiert.

Und wer ist schuld? Wahrscheinlich wir selber. Viele wollten hier nicht bleiben, sondern sind irgendwo anders hingezogen. Das Leben ist ja auch hart hier oben. Die meisten aus Lyngiádes haben sich zerstreut – die einen hierhin, die anderen dorthin. So ist auch nichts aus dem Wiederaufbau geworden. Und der Staat war das wohl auch zufrieden – so musste kein Geld ausgegeben werden. Was hier oben wieder aufgebaut wurde, ist jedenfalls nur provisorisch. Die meisten Häuser haben noch nicht einmal ein richtiges Dach. Nur Wellblech. Da kann man gar nicht drin wohnen bei Schnee und Regen. Dabei hätten wir doch wohl Entschädigung bekommen müssen,¹⁶ aber nichts ist passiert. Ja, so ist hier unsere Lage.«

Herr Tsiríkis schaut uns bitter an. Jánni zuckt die Schultern: »Ja, ich weiß Bescheid. Aber sag uns noch einmal was anderes: Warum sind die Leute damals nicht weggelaufen, als sie die Soldaten sahen? Warum sind sie nicht alle auf den Berg gerannt?«

Herr Tsiríkis starrt ihn verständnislos an: »Aber die Deutschen waren vorher doch oft ins Dorf gekommen. Auch früher schon. Oben auf dem Berg hatten sie einen Beobachtungsstand. Sie kamen häufig vorbei, marschierten durchs Dorf und gingen dann weiter. An dem Tag gab es also gar keinen Grund, Angst zu haben. Die Leute waren es gewohnt, Deutsche zu sehen. Sie ahnten nicht, dass eine Katastrophe bevorstand. Die meisten hatten es vielleicht auch noch nicht verstanden, als sie bereits eingeschlossen waren. Zu dem Zeitpunkt hätten immer noch zehn oder zwanzig Leute wegrennen können. Wahrscheinlich hielten sie das einfach nicht für möglich, was dann geschehen ist.«

Diese Erklärungen kommen mir unwahrscheinlich vor. Wenn Lyngiádes schon bei Beginn der Aktion aus dem Tal beschossen wurde, muss doch bereits Angst und Panik geherrscht haben. Aber schließlich war Herr Tsiríkis bei Beginn der Aktion gar nicht im Dorf, sondern in Karyés. Hinter dem mächtigen Berggipfel des Mitsikéli wird man den Beschuss von Lyngiádes nicht gehört haben. Außerdem könnte ein Grund dafür,

16 Zum endlosen Thema der Entschädigungen vgl. Anestis Nessou: Griechenland 1941-1945. Deutsche Besatzungspolitik und Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung – eine Beurteilung nach dem Völkerrecht, in: Osnabrücker Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 15, Göttingen 2009.



*»Wir sahen die Deutschen oft im Dorf« – Gebirgsjäger im Epirus,
Herbst 1943.*

dass die Leute nicht aus dem Dorf geflüchtet sind, auch darin gelegen haben, dass sie ihre Häuser nicht im Stich lassen wollten. Ein verlassenes Dorf hätte sich auf jeden Fall als Partisanen-Stützpunkt verdächtig gemacht. Wenn also Frauen, Kinder und alte Leute im Dorf blieben, so sollte das vielleicht als Beweis für die Unschuld der Bewohner verstanden werden. Ich behalte meine Zweifel für mich und frage nicht nach.

Aber Jánni greift wieder ein und fragt: »Gaben später hier nicht auch manche den Partisanen die Schuld? Sagten die Leute nicht: Die sind dafür verantwortlich, dass sie unsere Leute umgebracht haben!«

Herr Tsiríkis schüttelt heftig den Kopf: »Nein. Niemand. Niemand hat das gesagt. Nicht einer.«

Ich frage: »Erinnern Sie sich noch, wie die Nachricht zu Ihnen kam: Lyngiádes ist abgebrannt.«

Herr Tsiríkis fährt sich mit der Hand über die Stirn und sagt leise: »Ja, aber ich war doch noch klein. Erst zwölf Jahre alt. Karyés liegt auf der

anderen Seite des Berges. Man kann Lyngiádes von dort aus nicht sehen. Wir sahen nur, wie plötzlich hoch oben über dem Gipfel des Mitsikéli riesige schwarze Rauchsäulen aufstiegen: Feuerrauch. Das war mittags, gegen ein Uhr. Die schwarzen Wolken wurden immer dichter. Es sah aus, als überschwemmten sie den ganzen Himmel. Wir verstanden das nicht und dachten, unten am See brennt das Schilf. Da liegt ein großes Sumpfgebiet, mit Schilf bewachsen. Einige, die unten am See ihre Schafe hatten, rannten los, um die Tiere in Sicherheit zu bringen. Aber vom Berg aus sahen sie, dass gar nicht das Schilf brannte, sondern unser Dorf. Sie kehrten um und kamen zurück: ›Lyngiádes brennt! Alles in Flammen!‹, schrien sie. Aber was drinnen im Dorf passierte, das wussten sie auch nicht. Niemand traute sich jetzt, in das brennende Dorf herunter zu gehen.

Erst später kamen einige, die überlebt hatten, zu uns hoch auf den Berg und erzählten, was geschehen war. So erfuhren wir alles. Aber niemand wusste Genaueres: ob vielleicht doch noch einer lebt oder ob alle tot sind. Ich wartete mit meinen Geschwistern, dass endlich mein Vater kommt... oder meine Mutter... Alle warteten, dass doch noch jemand kommen möge. Aber es kam niemand.«

Herr Tsirikis schweigt. Jánni schweigt. Die angelehnte Tür des Gemeindebüros knarrt im Wind. Dann endlich sagt Jánni: »Später am Abend, so habe ich gehört, im Schutz der Dunkelheit, gingen einige doch noch ins Dorf, um nachzuschauen. Bist Du da auch mitgegangen?«

Herr Tsirikis schüttelt heftig den Kopf: »Aber nein! Ich doch nicht! Ich war noch viel zu klein. Erwachsene sind gegangen, um zu schauen, was los ist. Mitten in der Nacht. Ich bin erst viel später wieder ins Dorf gekommen. Ich blieb mit den anderen Geschwistern in Karyés bei meiner Großmutter. Erst nach einiger Zeit kam mein Großvater und nahm uns mit, weil wir doch auch in Karyés nicht bleiben konnten. Bevor er uns bei den anderen Verwandten unterbrachte, blieben wir aber noch eine Zeit lang im Wald. Wir hausten da mit anderen zusammen, die auch nichts mehr hatten. Im Wald versteckten wir uns. Wie wilde Tiere.«

Ich unterbreche: »Aber es war doch schon fast Winter! Oktober!«

»Ja. Herbst mit viel Regen. Aber was sollten wir machen? Wir schnitten Zweige von den Bäumen, bauten Hütten und krochen da unter. Aber wir hatten keine warme Kleidung. Nur eben das, was wir am Leib trugen.«

»Haben Sie sich nicht erkältet?«

»Natürlich. Alle waren erkältet und krank, denn das hat lange gedauert da oben unter den Zweigen. Aber wir wussten einfach nicht, wohin. Wir hatten nichts mehr. Und die anderen, die bei uns waren, hatten auch nichts. In irgendein anderes Dorf gehen? Ja! Schön und gut! Aber wohin denn? Niemand wusste, wohin er gehen sollte. Erst nach etwa einem Monat brachte mein Großvater uns bei verschiedenen Verwandten unter. Die kümmerten sich dann erst einmal um mich. Aber auch bei ihnen konnte ich nicht bleiben. Sie hatten auch nicht genug zum Essen und brachten mich deshalb wieder weg. Erst zu anderen Verwandten und schließlich ins Waisenhaus. Das war dann schon 1945.«

Ich frage: »Sind sie in dieser Zeit überhaupt nicht mehr in ihr Dorf zurückgekehrt?«

Herr Tsirikis antwortet zögernd: »Doch. Nach etwa einem Jahr. Ende 1944.«

»Waren Sie allein oder mit Ihren Geschwistern?«

»Ich war mit meinem Großvater und einem Bruder unterwegs. Aber ich hatte Angst. Furchtbare Angst. Ich kannte doch unser Dorf. Als ich jetzt die Trümmer sah, wusste ich natürlich, dass ich jetzt hier nicht meinem Vater oder meiner Mutter begegnen würde. Trotzdem. Als wir näher ans Dorf herankamen, schnürte die Angst mir die Kehle zu. Ich war noch zu klein. Mein Großvater war damals krank und nicht gut zu Fuß. Deshalb wollte er mich zum Milchholen schicken. Aber ich bin nicht gegangen. Da regte er sich furchtbar auf und schimpfte mit mir, weil ich nicht gehen wollte – um keinen Preis. Ich hatte Angst, durch die Trümmer zu gehen und bin auch nicht gegangen.«

Jánni schaut ihn verblüfft an: »Was? Du wolltest nicht gehen? Obwohl Du wusstest, dass jetzt gar keine Deutschen mehr da waren?«

Herr Tsirikis schüttelt den Kopf: »Natürlich, die waren schon lange weg. Da gab es keine Deutschen mehr. Trotzdem hatte ich schreckliche Angst, durch die Trümmer zu gehen. Bei uns erzählten sie damals... das heißt... die alten Leute im Dorf erzählten so etwas... » Er schaut mich fragend an: »Ich weiß nicht, ob es das auch bei Euch gibt... vielleicht... wer weiß? Auch bei Euch, denke ich, sagen sie solche Dinge... nämlich, dass Seelen schreien und stöhnen! Dass die Opfer schreien! Und dass sie

nachts aufstehen und umhergehen! Verstehst Du? In den Trümmern! So etwas hatte ich gehört und deshalb wollte ich nicht gehen.«

Herr Tsirikis richtet sich auf, lächelt unsicher und sagt: »Ja, das war es so ungefähr, was ich Ihnen erzählen wollte.« Ich bedanke mich und schalte das Aufnahmegerät ab. Im Hinausgehen fasst er mich leise am Ellbogen und geleitet mich zur knarrenden Tür. Beim Abschied sage ich ihm, dass wir uns noch von Pater Cholévas verabschieden wollen, bevor wir wieder herunterfahren in die Stadt.

Auf dem Weg zum Kafeníon kommt uns der Pater entgegen und meint, er habe schon nach uns schauen wollen. Er hält eine kleine vergilbte Broschüre in der Hand und gibt sie mir. Der Einband ist abgegriffen, die Seiten ausgerissen. Auf dem Titelblatt eine stilisierte Zeichnung von brennenden Häusern. In den roten Flammen steht mit schwarzen Buchstaben »Lyngiádes«. Pater Cholévas sagt: »Das ist unser Buch, in dem alles beschrieben ist. Nehmt es mit. Ihr könnt es lesen.« Als ich mich bedanke, fällt mir ein, dass er überhaupt noch nicht gesprochen hat, obwohl er ja auch aus Lyngiádes stammt. Sein Familienname erscheint, wie ich gesehen hatte, mehrmals auf der Gedenktafel. Ich frage also, ob auch er mit uns sprechen will.

Pater Cholévas nickt mir freundlich zu: »Ja, wenn Ihr wollt, können wir das gleich machen. Drüben in meinem Haus ist es ruhig.«

Jánni ist schon unterwegs zum Auto, und ich merke, dass ich sehr müde bin. Ich bedanke mich also und sage: »Können wir das vielleicht auch morgen machen? Ich habe heute Abend schon so viel gehört. Ich muss das erst einmal verarbeiten. Lassen Sie uns lieber abrechnen für heute. Ich komme morgen wieder.«

Über den Autor

Christoph U. Schmick-Gustavus, geb. 1942, Professor für Rechts- und Sozialgeschichte an der Universität Bremen (1974-2007), zahlreiche Veröffentlichungen und Bücher zu Kriegsschicksalen im Zweiten Weltkrieg, die auch in Italien, Griechenland und Polen erschienen sind.